

gesprochen. Sein Nachfolger und Rächer, Heinrich, Graf von Molenark, ruhte nicht eher, als bis alle Theilnehmer an jener Freveltthat und deren Freunde ihre gerechte Strafe erlitten. Mehrere von ihnen waren schon gestorben, Andere, wie Graf Heinrich von Limburg und der Bischof von Os-

nabrück, die sich der Kinder des Ikenburgers annahmen, mußten seine schwere Hand fühlen. Als er 1237 starb, folgte ihm Conrad von Hochstaden, der seinen Namen durch den Bau des Domes verewigt hat.

### III.

Cöln rühmt sich nicht allein, von den Römern gegründet worden zu sein, es erhebt auch den Anspruch, seine ältesten Adelsgeschlechter von Rom erhalten zu haben. Es giebt wenige Städte, die ein so altes und so mächtiges Patriciat aufzuweisen haben, wie Cöln. Die Overstolzen, die ein so altes und so mächtiges Patriciat aufzuweisen haben, wie Cöln. Die Overstolzen, die vom Quattermarkt, von der Aducht, von der Hartfaust, die von Gyr, von Gryn, die Kleingedank, die Spiegel zum Dysberg, die Juden werden von der Chronik namentlich als solche aufgeführt, die unter Trajan nach der Agrippinenserstadt gekommen sein sollen. Aus ihnen gingen noch 33 andere Rittergeschlechter hervor, die mit jenen das Patriciat Cölns bildeten, auf allen Zusammenkünften und Festen des deutschen Adels für ebenbürtig geachtet wurden und durch Tapferkeit in blutigen Kämpfen wie durch Waffengewandtheit im Tourniere glänzten. Von Ritter Gerhard Scherffgen rühmt der Verfasser der Rheinchronik Gottfried von Hagen, er habe den Preis von 2000 Rittern in den Tourinieren gewonnen. Sie bewohnten weiltläufige Burghäuser mit schlank und kühn aufstrebenden Luthürmen, zierlichen, wappengeschmückten Erkern, Eckthürmen und Giebelzinnen und weiten Höfen, die malerische Steinlauben und Galerien umgeben. Eines der ältesten und merkwürdigsten Ritterhäuser Cölns ist das sogenannte „Tempelhaus“ in der Rheingasse, das im Vorgiebel über dem Erdgeschoße auf blauem Grunde mit goldenen Buchstaben die Inschrift trug:

Tzo der Rhyngatze bin ich genant  
Goden Luiden wail bekant.

Hier wohnte ein Zweig des mächtigen Geschlechtes der Overstolzen, das einen rothen Schild mit einem fünf-, einem vier- und einem dreizahnigen nach unten gekehrten goldenen Wappenkamm führte und als Vorrecht eine Auszeichnung in der Kleidung, nämlich Scharlach mit grünem Futter, besaß. Mit diesem Geschlecht verwandt waren die von Lyskirchen so wie die von Quattermarkt. Diese und andere Edelle traten als Beschützer der Freiheit Cölns gegen die Uebergriffe der Erzbischöfe auf, ließen sich aber zuweilen auch von Eifersucht gegen die reich und übermüthig gewordenen Zünfte, besonders gegen die Weber, zu blutigen Kämpfen verleiten oder wütheten in ihren eigenen Reihen, wenn irgend ein Vorrecht verlegt wurde oder politische Gründe einige von den Geschlechtern ins Lager der Gegner getrieben hatten. Im Allgemeinen hielten sie aber fest zusammen und ließen Gut und

Leben willig für die Stadt, in deren Geschichte sie selbst eine so glänzende Rolle spielten.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Schilderung der alten Verfassung Cölns, um die so schwere Kämpfe geführt wurden. „Grund und Boden des alten Kerns der Stadt erscheinen, wie Barthold sagt, durchaus als Eigenthum der Bürger; eine altfreie Gemeinde mit Schöffen, welche die Stadt regierten, bestand seit unvordenklicher Zeit, und der Erzbischof, obgleich durch König Otto I. mit der Lehns- und Dienstherrschaft über alle Vasallen seines Sprengels betraut, galt nur insofern als Stadtherr, als er die höchste Gerichtsbarkeit in geistlichen und weltlichen Dingen übte. So viel annahmungsvolle, listige und gewalthätige Erzbischöfe sich Jahrhunderte lang mühten, diese freie Gemeinden mit ihren Schöffen zu eigenen Leuten herabzudrücken, ist ihnen doch solches nie dauernd gelungen. Mögen auch einzelne ritterliche und wehrständige Geschlechter in den Stadtverband sich begeben haben, so trägt dieses Gemeinwesen doch durchaus ein kaufmännisches Gepräge und bildete sich das kölnische Recht, das Mutterrecht zahlloser ferner Städte, überwiegend als kaufmännisches aus. Lebenslängliche Schöffen, gemeinlich 24 an der Zahl, ergänzten sich durch eigene Wahl, wurden aber vom erzbischöflichen Burggrafen in ihre Thätigkeit eingesetzt; sie hatten die Verwaltung der Stadt, vorbehalten der erzbischöflichen Hoheitsrechte; das Schöffenthum, aus der altgermanischen Gemeindeverfassung entsprossen, war der Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. Die städtische Gemeinde selbst gliederte sich in Genossenschaften und Bruderschaften verschiedener Art, bald mit politischer Bedeutung, wie die mächtigste und angesehenste, die Rikerzerecht, die Gilde der Reichen, die älteste, deren zähe Standhaftigkeit als Censuratio die Unabhängigkeit der Stadt vertheidigt hat und die gewerbliche, wie schon zu Anfang des XII. Jahrhunderts, wenn nicht früher die Weber und Tuchmacher. Als Patricierthum abgeschlossen, als Geschlechter, und wenn auch größtentheils reiche Kaufleute, dennoch so beweglich, daß sie leicht zum ritterlichen Leben übergingen, — ähnlich wie in den flandrischen Städten, wo der Brauherr Ritter, und der Ritter Brauherr, — besetzte die Rikerzerecht aus sich die Schöffenbank und alle andern wichtigen Stadtämter. Unter sich hatte die engere Gemeinde der „vorzüglichen“ Bürger, welche im „Bürgerhause“ zusammenkam, ihre besonderen Vorsteher und wählte später aus ihrer Mitte alljährlich zwei

Bürgermeister, denen jedoch keine eigentliche Gerichtsbarkeit, sondern nur eine ausführende polizeiliche Gewalt zustand. Die Innungen, die Bruderschaften der geringeren Bürger, beurkundeten in Köln ihre größere Freiheit und den Unterschied von der Hofhörigkeit wesentlich darin, daß sie ihre Vorsteher nicht durch die Wahl des erzbischöflichen Burggrafen empfangen, sondern sie aus ihrer Mitte erkoren. Von Zwangsarbeiten für den Hof des geistlichen Oberherrn ist in Köln so wenig die Rede, als von unentgeltlichen Dienstleistungen der Kaufleute."

Erzbischof Conrad von Hochstaden, der „zweite Salomo“, aus einem alten Dynastengeschlechte entsprossen, vereinte hinlängliches territoriales und kirchliches Ansehen die Ideen seiner Vorgänger auszuführen. Auf dem Schlosse Nydeggen, wo ihn Graf Wilhelm von Jülich neun Monate gefangen hielt, hatte er Zeit genug, über seine Pläne nachzudenken. Es gehörte viel Muth und Entschlossenheit zu seinem Beginnen, denn die Geschichte Kölns bewies ihm, daß seine Bürger sich so leicht nicht unterdrücken ließen. In den Thronstreitigkeiten zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig hatte die Stadt ihre Macht und ihren Einfluß gezeigt und nach Philipps Tode stellten sich die Bürger ganz entschieden auf Otto's IV. Seite, wie sie schon früher männlich zu Heinrich IV. gehalten hatten. Allein Conrad war nicht der Mann, der sich von dem einmal gefassten Beschlusse hätte abbringen lassen. Während seine Stellung, dem Kaiser und dem Papste gegenüber, immer bedeutsamer wurde, war seine Macht in Köln selbst äußerst beschränkt. Schon mehrmals hatte er versucht, sich Einfluß auf rein städtische Angelegenheiten zu verschaffen, allein vergebens. Die Bürgerchaft widerstrebte ihm um so mehr, als sie den Hohenstaufen anhängen, Conrad aber auf Seite Wilhelms von Holland stand. Erst als Kaiser Friedrich II. gestorben war, trat der Erzbischof offener mit seinen Versuchen hervor, die Rechte der Stadt zu schmälern. Gottfried Hagen bemerkt darüber:

Zeit der Kaiser Friedrich starb  
Und des Reiches Macht verdarb,  
Und dem Landesherren dünkte  
Daß sie Niemand zwingen möchte,  
Wahrlich, Köln, so darf ich sprechen,  
Wollte Bischof Conrad brechen  
Deinen Frieden. —

Der Dominicanermönch Albertus Magnus, dessen wir schon gedachten, ein eben so guter Politiker als Theologe, in den Naturwissenschaften wie in der Baukunst gründlich erfahren, war Conrads Freund und Vertrauter. Er wird es auch gewesen sein, der den mächtigen Erzbischof, — über die Massen reich an Gold, Silber und Edelsteinen und über die Schätze des Domstifts verfügend, — zum Bau des neuen Domes veranlaßte. War doch Albertus bei seinem Aufenthalte in Straßburg mit den Meistern der Bauhütte zusammengekommen, die ihm ohne Zweifel ihre Geheimnisse mittheilten und ihn dadurch be-

fähigten, selbst als Kirchenbaumeister aufzutreten. Erzbischof Engelbert, bekannlich aus dem Grafengeschlechte von Berg, dem auch des jetzt regierenden Königs Majestät entstammt, hatte sich schon mit dem Gedanken des Neubaus getragen und nicht allein fünfhundert Mark zum Beginne desselben, sondern auch jährlich bis zur Vollendung desselben eine gleiche Summe versprochen. Sein Tod ließ den Plan nicht zur Ausführung kommen. Conrad von Hochstaden, der wohl einsah, daß der Hildeboldsche Dom nicht mehr würdig sei, dem Erststifte Köln als Kathedrale, den Geheimen der heiligen drei Könige als Lumba zu dienen, wollte einen Tempel bauen, der seiner Macht, der Größe und Pracht Kölns, der Frömmigkeit und Kunstliebe seiner Bewohner entspreche. Wie Albertus Magnus überhaupt vom Goldfaden der Sage umsponnen ist, so auch hier. Unbezeugt und unerwiesen ist, was sie berichtet, daß er den Grundplan zum Dome entworfen habe. Die Tradition erzählt:

Mit dem Gedanken an den Bau beschäftigt, saß er eines Abends in seiner einsamen Zelle, ohne zu gewahren, daß das Licht längst ausgebrannt sei. Tiefes Dunkel herrschte um ihn, während er inbrünstig um Erleuchtung zur Vollendung des Werkes betete, das er zu Gottes Ehre schaffen sollte. Wie Wetterleuchten zuckte es plötzlich vor seinen Augen. Ein milder Lichtglanz umfloß ihn, so daß er vier Männer in weiten Talaren erkennen konnte, die durch die Thüre schritten, goldene, hellstrahlende Kronen auf den Hauptern tragend. Jeder von ihnen hielt ein Zeichen in der Hand, das sie als Meister der Baukunst kennzeichnete. Ihnen folgte, in Himmelschöne strahlend, die Mutter Gottes, einen Lilienstengel voll duftigen Blüten tragend. Mit diesem deutete sie dem Meister Linien an, die sich auf der Wand der Zelle zum Grundplan eines Gotteshauses gestalteten, wie Albertus Magnus zuvor keins gesehen hatte. Rüstig gab er sich ans Werk, als die Gestalten verschwunden waren, und bald war der Plan vollendet, der erst im neunzehnten Jahrhundert zur völligen Ausführung kommen sollte. Im Jahre 1251 wurde der Grundstein durch Erzbischof Conrad gelegt; im Jahre 1257 beschenkte das Domcapitel den Domwerkmeyer Gerhard von Nyle mit einem Plaze, auf welchem er sich ein steinernes Haus erbaute, in Anerkennung seiner Verdienste um den Dombau. Dieser wollte indessen nicht recht gedeihen und konnte erst am 27. September 1322 der hohe Chor geweiht und dem Gottesdienste übergeben werden.

Wie bei allen großartigen Bauten, die menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen, der Teufel die Hand im Spiele gehabt haben muß, so berichtet die Sage auch hier ein Gleiches. Doch lassen wir die Poeten sprechen, die den Dom in alten und neuen Tagen vielfach besungen haben. Ist er doch selbst mit seinen Bildern und Blumen, seinen Säulen und Gewölben ein Gedicht, in Runen geschrieben, deren Sinn wir noch nicht vollständig zu fassen im Stande sind. Er ist einer der gewaltigsten Werkstücke der Menschheitsentwicklung, eine zur

Ihat verkörperte Idee, die uns fast zu riesig für den Geist eines Staubgeborenen erscheint. Meister Gerhard, so erzählt das Volk, der das gewaltige Werk leitete, war ein hochmüthiger, vermessener Mann, den ein unbeflegbarer Stolz auf seine Baukunst erfüllte und der sich der Einzige im deutschen Lande dünkte. Als er eines Tages auf der Höhe des Domrahnen stand und mit inniger Freude sah, wie der Bau von Tag zu Tag mehr gedieh, trat plötzlich ein Mann in feuerrothem Mantel und mit schwarzem Barret, über das sich eine rothe Hahnenfeder wiegte, zu ihm, freundlich den Morgengruß bietend. Meister Gerhard dankte und fragte womit er dienen könne. Der Fremde erwiderte, er sei ein Baumeister aus Wälschland, in seiner Kunst so erfahren, daß der Erdboden keinen trage der es ihm zuworthue. Dem widersprach natürlich Meister Gerhard und so erhob sich eine Unterredung, die wir mit den Worten Follen's erzählen wollen.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,  
Bevor das Fundament verschwindet,  
Euch Schwägern rühm ichs ins Gesicht,  
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,  
Gefäß in Marmelsteine schießen.“  
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,  
Bevor ihr leiten mögt die Welle  
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:  
Soll sehn vollendet was ich baue,  
Soll schwimmen in des Himmels Blaue  
Des Domes Schiff und Doppelmast.“

„Erst dann, wie unter Moses Stabe,  
Wird Euch der reichsten Quelle Labe  
Entspringen aus dem Münsterthur;  
Der Quell entströmet nur den Händen,  
So diesen Gottesbau vollenden;  
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!“ —

Auf seinen Steine steht der Meister,  
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,  
Das Pergament in fester Hand;  
Auf springt der Erde Felsenkammer,  
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,  
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:  
Als Säulenwand ersteht es wieder,  
Das lebenreiche Samentorn;  
Das Aleeblatt quillt aus seinem Schooße,  
Die Lilie steigt, es flammt die Rose  
Aus seinem unerlöschten Born.

Die Säulenäpf im Dach verwoben,  
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,  
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;  
Wie mit Gesang hinangeschwungen,  
Wie im Gebet erstarrte Zungen,  
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon bliden durch des Domes Bäume  
Des Himmels lichtigemalte Räume,  
Die ew'ge Morgenröthe schon;  
Du darfst die Königin der Frauen  
Im Seraphinentranze schauen,  
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.  
Derweil zerquält der andre Meister  
Vergebens forschend seine Geister,  
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:  
Er pocht am Hügel, in den Tiefen,  
Doch alle Nixen, Elfe schliefen.  
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer  
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:  
„Geh hin, o Weib, ich beuge mich.“  
Sie wirft, der Schwester Annie umschlingend,  
In bleichem Gram die Hände ringend  
Zu der Beglückten Füßen sich.

„Ich weiß, die hält er nichts verborgen:  
In seine höchsten, tiefsten Sorgen  
Hat dich der Meister eingeweiht;  
Sein Name tönt im Psalmenruhme,  
Er baut ihn auf im Heiligthume:  
Nun Schwester laß Vornberzigleit.“

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen;  
Geschehe mir was mag geschehen!  
Heb, Schwester, Annie und Augen hell:  
Der Stein, auf dem er einst gestanden,  
Das Pergament in seinen Händen,  
Im Thur des Thurmes, birgt den Quell.“ —

Und kaum hat Jener Mund empfangen,  
So kommt er stolz zum Dom gegangen:  
„Heran! hier ist der Mosesstab!“  
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,  
Und lustig springt die reiche Quelle  
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,  
Er singt mit feierlicher Stimme,  
In seiner Hand das Pergament:  
„Ich leg euch, Thürm, in Zauberbande!  
Hinunter Quell, verdurst im Sande!“  
So sang der Meister und verschwand.

Der Fremde, der Niemand anders als der Teufel war, hatte einen Kanal von Trier durch die Gifel nach Cöln geführt und eine Ente schnatterte lustig am Fuße des Domthurms, als Gerhard sah, daß er seinen Meister gefunden. Verzweifelt stürzte er sich von der Höhe des Thurmes. Sein treuer Hund folgte ihm nach, wie noch heute ein Steinbild zeigt. Satan hatte den Bau in Bann gelegt, daß er nicht wachsen und gedeihen konnte. Ihm war überhaupt dieser stolze Dom ein Dorn im Auge. Als im Jahre 1438 unzählige Gläubige nach Cöln kamen, um vor den Reliquien der heil. drei Könige zu beten, warf er einen schweren Stein durch das Gewölbe auf die Kapelle der drei Weisen, um diese zu zertrümmern, welches ihm aber mißlang.

Der Ruf Alberts des Großen zog eine Menge Fürsten und Adelige nach Cöln, die den weitberühmten Mann, den Plinius und Aristoteles des Mittelalters, kennen zu lernen wünschten. So kam auch um Weihnachten 1248 der zwanzigjährige römische König Wilhelm von Holland mit einem zahlreichen Gefolge nach Cöln und stattete dem gelehrten Manne einen Besuch ab. Nachdem sich die Herren im Dominicanerkloster umgesehen hatten, fragte Albertus den Kaiser, ob er ihm jetzt seinen Blumengarten zeigen solle. Verwundert starrte dieser ihn an, denn es war so kalt, daß ihnen der Hauch in den Bärten gefror. Allein Albertus führte sie in das Refectorium, das sich urplötzlich in den schönsten Garten der Welt umgewandelt hatte. Ringsum standen die köstlichsten Blumen, aus reichfarbigen Kelchen die süßesten Düfte verbreitend. Liebliche Vögel wiegten sich auf den Zweigen und sangen fröhliche Lieder; silberne Quellen sprangen aus marmornen Becken und eine mäßig warme Luft wehte durch die Bäume, an denen goldene Früchte glänzten. Alle staunten ob der Pracht und der Herrlichkeit des Gartens und pflückten sich in Lust und Freude die schönsten Blumen, die lieblichsten Früchte. Plötzlich war Alles verschwunden. Die Gäste standen im Refectorio, durch das ein eisiger Wind strich. Kahl und nackt waren die Wände, durch die kleinen Fenster Scheiben sah man die mit Schnee bedeckten Bäume des Klostersgartens. Des Kaisers Narr, der auf einem Baum geklettert war, hing zwischen dem Gitter eingeklemmt und schrie erbärmlich. Darob lachten die Gäste und verabschiedeten sich dankend von dem weisen Meister, der den Winter zum Frühling umgeschaffen hatte. König Wilhelm aber besuchte ihn noch oft und hielt heimliche Zwiesgespräche, an denen auch gewis Erzbischof Conrad von Hochstaden Theil nahm.

Es schmerzte es diesen, „der die Reichsgewalt in Deutschland gehandhabt, zwei Könige gewählt, die Macht der Hohenstaufen gefällt hatte“, daß er die übermüthigen Bürger in der heiligen Stadt Cöln frei schalten und walten lassen sollte. Waren doch selbst viele der Patrizier, welche das Stadtre Regiment in Händen hatten, ursprünglich bürgerlicher Herkunft, im Laufe der Zeit zu ritterlicher Würde gelangt! Diese wagten es, ihm, dem Dynasten, dem mächtigsten Kirchenfürsten seiner Zeit Trotz zu bieten! Die Stadt erkühnte sich sogar einen Handelsvertrag mit Brabant abzuschließen, der „durch etwaigen Krieg mit dem Erzbischof nicht gestört werden sollte.“ Das war mehr, als er ertragen konnte, dem ruhiges Ueberlegen und bedächtiges Handeln überhaupt nicht eigen war. Er begann damit, die im Stiftslande zollfreien Waaren der Cölner mit Zöllen zu belegen, und machte von seinem Prägerichte Gebrauch, obgleich er dem Herkommen gemäß, nur dreimal Münzen schlagen lassen durfte. Die Münzerhausgenossenschaft protestirte und die Stadt bat um Abstellung dieses Mißbrauchs, sowie um Beseitigung der Zollpläckerien. Erzürnt verließ Conrad die Stadt und ging nach Andernach, von wo aus er den

Cölnern einen Absagebrief schickte. Von vielen Rittersn und Herrn begleitet, fuhr er in 14 Kriegsfahrzeugen zur Fastenzeit 1252 den Strom hinunter, und begann von Deuz aus die Belagerung mittelst großer Wurfmuschinen welche gewaltige Schieferblöcke, aber ohne Erfolg, in die Stadt schleuderten. Die Bürger spotteten seiner Anstrengungen, da sie sich hinter ihren Mauern und Thürmen sicher fühlten. Mißmüthig saß Conrad eines Tages in seinem Zelte zu Deuz. Da näherte sich ihm der Ritter Hermann von Bietinghofen und sprach so wohlgelegte Worte, daß der Erzbischof zur Versöhnung gestimmt wurde. Der Friede kam zu Stande, allein nicht lange ließ es den Erzbischof ruhen. Er hatte dem cölnischen Ritter Bruyn von Roese freies Geleit zugesagt; aber sein Wort gebrochen. Die Bürger waffneten sich und zogen, vom Grafen Dietrich von Falkenburg angeführt, nach dem Dorfe Frechem, wo der Erzbischof seine Schaa ren aufgestellt hatte. „Freunde!“ sprach der Graf von Falkenburg zu den Cölnern, „haltet euch unverzagt. Hohes Lob und großer Ruhm soll uns werden, wenn wir einziehen in Cölns Mauern, oder wir wollen diese Wahlstatt nicht mehr verlassen.“ Da rief begeistert Ritter Johann von Lepart, der einen Leoparden im Schilde führte: „So möge denn nimmer Ehre und Gut dessen werden, wer am heutigen Tage flieht oder weicht.“

Als er so gesprochen, stieß er dem wieherenden Rosse die Sporen in die Seiten, legte die Lanze ein und ramnte tapfer auf einen bischöflichen Ritter an. Seine Lanze zerflachte und der Ritter durchstach den müthigen Jüngling, daß er auf den Tod verwundet vom Pferde sank. Jetzt begann das Treffen auf allen Seiten. Des Falkenburgers Tapferkeit gab ihm die Entscheidung. Mochte auch Erzbischof Conrad seinen Demantring vom Finger ziehen und die Seinen auf die siegreichverleihende Kraft des Steines aufmerksam machen: es half ihm Nichts und in schneller Flucht mußte er sein Heil suchen. Mathias Overstolz, Daniel Jude, Peter von Lepart und Simon Roisgyn setzten ihm nach, geriethen aber in die Feinde und wurden gefangen genommen. Große Beute und viele Ritter des Bischofs fielen in die Hände der Sieger, die jubelnd nach Cöln zurückkehrten. Durch Vermittlung Albrechts von Trier wurden endlich beide Parteien wieder ausgeöhnt. Conrad suchte nun durch List sein Ziel zu erreichen. Er kannte den Haß der Zünfte, besonders der Tuchmacher, gegen die Geschlechter. Zuerst versuchte er, diese und die reichen Bürger zu einem Bunde zu verlocken, der auf ihre Unterwerfung hinauslief. Dann rief er die Weber und andere Mitglieder der Zünfte auf den Gerichtssaal und entflammte ihren Zorn gegen die stolzen Geschlechter, die das Stadtre Regiment in Händen hatten, so daß jene ihm Beistand gelobten.

Jetzt entsetzte Conrad die Patricier ihrer Aemter und verließ diese nichtadeligen Gemeindemitgliedern. Von den Schöffenbrüdern, den Rectoren der Richezcheit und den Meistern der Pfarrgerichte sollte Niemand seine Stelle behalten, der nicht bei

der Gemeinde gut angeschrieben stand. Die neuen Kreaturen des Erzbischofs wurden zu Schöffen ernannt. Die Geschlechter schwiegen, bis die Brutalität der Sieger sie zur Thatkraft aufstachelten.

Ostern 1259 kam es in der Kirche zur weißen Frauen zu Händeln zwischen den Patriciern und einigen Metzger, deren Zunft an Uebermuth den Andern nichts nachgab. Einer der Metzger wurde getödtet; der Tumult pflanzte sich fort und gegen Abend begann das Volk, das Haus des Herrn Brun Hardsaufst zu stürmen. Nun ermanneten sich die Geschlechter und ihrer dreißig, von Ludwig von Nummerloch angeführt, trieben den Schwarm auseinander. Die Schöffen klagten und der Erzbischof verurtheilte die Geschlechter zu einer Geldbuße von 600 Mark und feierlicher Abbitte. Was war der Uebermacht gegenüber zu thun? Die Patricier spotteten im Stillen über die Handwerkerkäufe, die im Leben nur Heringe und Pfennige ausgetauscht, über die Bäcker im Schmucke des Bauenhutes u. s. w. Der Erzbischof wies ihre Bitte um Absetzung dieser unwürdigen Schöffen zurück, von denen Gottfried Hagen in seiner Heimchronik bemerkt:

..... ich solde it hassen,  
dat van Coelne die hiltige stat  
mit sulchen eselen was besat.  
Nee do an eyne esele eins lewen hut,  
hin jecreit doch eins esels lut.

Ergrimmt über diese Mißachtung zogen die Geschlechter die Sturmlocke und wappneten sich zum Kampfe. Die Zünfte ihrerseits, von Hermann dem Fischer in wüthender Rede aufgestachelt, griffen auch zu den Waffen. Conrad nahm wieder zur List seine Zuflucht; er sagte zwölf der Edelsten freies Geleit zu und als sie vor ihm erschienen, wurden sie gefangen genommen. Vier derselben, unter ihnen Mathias Overstolz, wurden nach der Feste Nar geschleppt, die übrigen aber nach einigen Tagen freigelassen. Sie suchten ihr Heil in schleuniger Flucht. Nun hatte der Erzbischof freie Hand. Die Kölner aber wurden aus freien Bürgern seine „eigenen Leute“, die willig dem gewaltigen Herrn gehorchten. Am 27. September 1261 starb er, beharrlich die Freilassung der gefangenen Ritter verweigernd. Engelbert von Falkenburg sein Nefse, bestieg den erzbischoflichen Stuhl. Dieser gab dem Dheim in Nichts nach. — Weit entfernt, den Gefangenen ihre Kerkerthore zu öffnen, ließ er noch drei Häupter des kölnischen Adels in Haft nehmen und nach Nar bringen.

Als sie bei den andern Leidensgenossen ankamen, klagte Gerhard Overstolz: „So hat sich unsere Zahl vermehrt; wir waren acht, jetzt sind wir elf!“ Daniel Jude, einer der Gefangenen, erwiderte: „Obwohl bei den Großen dieser Erde wenig Treue wohnt, so geht des Glückes Rad doch auf und nieder; der Eine wird gehoben und der Andere wird gestürzt; auch unser Loos kann sich noch wenden. Darum seid getroßt und laßt uns noch hoffen.“ Nach einigen Monaten

bot ein Zufall den Gefangenen den Weg zur Flucht. Gottschalk Overstolz hatte sich in seinem Kerker zum Zeitvertreib eine Maus abgerichtet und das Thierchen so zahm gemacht, daß es auf sein Rufen kam und mit ihm spielte. Eines Tages läuft die Maus in ein Loch und verschwindet. Gottschalk gräbt ihr nach und findet Feilen und Meißel, die wahrscheinlich irgend ein Gefangener vor seiner Befreiung hier verborgen hatte. Bald gingen die Ritter an das Werk ihrer Rettung. Die Ketten und Gitter wurden durchgeholt; Stricke lieferten die zerschnittenen Bettlätter. In der Stille der Nacht ließen sie sich den Thurm hinab bis auf die Capelle, zu den Füßen des Schlosses und von da bis zu einem Lindenbaume. Bald sahen sie sich im Freien. Die Nacht war kalt und Schnee lag auf den Bergen. Am Walde angekommen, theilten sie sich in drei Haufen. Der Eine gelangte glücklich nach Singig. Die Andern nach der Lomburg; Gerhard Overstolz, Costin von der Abducht und die Brüder Daniel und Peter Jude schlugen den Weg nach dem Rheine ein, um das rechte Flußufer zu gewinnen. Sie kamen auf den Klosterhof zu Abendorf, wo sie Bruder Hermann, der Wirthschafter, theilnehmend empfing. Er labte sie mit Speise und Trank und wies ihnen weiche Betten an, die sie lange genug entbehrt hatten. Die Fesseln wurden abgehauen und sorglos suchten sie das Lager. Morgens in der Frühe, als sie sich zur Weiterreise anschickten, stürzte der Mönch athemlos in das Gemach und theilte ihnen mit, daß Reiter von der Lorbürg in der Ferne sichtbar würden. Hastig führte er die Ritter durch die Scheune in den Hof eines armen Bauern, wo ein großer Käsekasten sie aufnahm. Als nun die Reiter ankamen, sahen sie die Fesseln in der Stube liegen. Das Leugnen des Bruders half nichts, als sie mit Anzünden des Hofes drohten, gestand er, daß sie in der Frühe dagewesen, aus Furcht, eingeholt zu werden, aber weiter gezogen seien. Nun durchstöberten die Soldner Alles, selbst den Hinterhof, stachen mit ihren Schwertern und Lanzen in die Strohhäufen, gingen aber am Käsekasten vorüber. Als sie abgezogen, wurden die Geängsteten erlöst und mit Dankesworten schieden sie von den muthigen Mönchen.

Am Abend kamen sie in das Haus eines Fischers zu Remagen, wo sie zu übernachten beschloßen. Sie staunten aber nicht wenig, als ein übel verurtheilter Mensch eintrat und sie mit Namen nannte. Vertraulich setzte er hinzu: „Fürchtet nichts, ich werde euch nicht verrathen! Aber hier seid ihr nicht sicher. Ich werde für bessere Herberge sorgen!“ Die Ritter waren über diese Theilnahme sehr erfreut. Mittlerweile ging jener Mensch zum Ortsrichter und sagte zu ihm: „Ein Glücksfall kann euch dreihundert Mark bringen; ich verschaffe euch das Unterpand, gebt mir nur dreißig Mark als mein Antheil!“ „Du sollst sie haben!“ erwiderte der Richter; „bringe mir das Pand!“ Nun kehrte der Verräther in des Fischers Haus zurück und forderte die Ritter auf, ihm zur guten Herberge zu folgen. Arglos begleiteten sie ihn zum Richter, dieser aber war ein

edler Mann, der die Ritter kannte und ihnen einen Fischer schaffte, der sie des großen Eisgangs ungeachtet, über den Rhein schaffte. Eben waren sie auf dem jenseitigen Ufer angekommen, als die Verfolger schon den Rhein erreichten. Sie wagten nicht, überzusetzen, und so konnten die Ritter glücklich nach Siegburg entkommen. Da aber die dortigen Benedictiner sie nicht lange beherbergen wollten, so gingen sie nach Rymwegen, wo sie eine sichere Zuflucht fanden.

Erzbischof Engelbert hatte durch verschiedene kleine Ketzereien seinen Schatz geschwächt. So kam ihm der Antrag der Geschlechter sehr willkommen, 1500 Mark an seine Kasse zu entrichten, wenn er die neuen Bürgerhöfen zur Reichenschaft ziehen, und die Patricier wieder in ihre Würden einsetzen wolle. Sobald die Summe bezahlt war, entsetzte er die Schöffen und verwies sie; die verbannten Edlen wurden aber nicht zurückgerufen. Mit dem erhaltenen Gelde baute er die Zwingburgen Bayen und Ryle und umgab sie mit Gräben und starken Mauern. Um das Maas seiner Uebergriffe voll zu machen, forderte er am 8. Juli 1262 eine Vermögenssteuer von 6000 Mark, so wie eine Abgabe von Speise und Trank. Hermann von Vietinghofen, sein Vertrauter, meinte: „Hätte ich zwei Röcke an und einen davon verlangte ein Ueberlegener, so gäbe ich ihn gutwillig her, ehe ich ihn gewaltfam verlore.“ Die Bürger aber dachten, daß es besser sei, das Eine abzuwehren, um nicht Alles zu verlieren. Eberhard vom Buttermarkt, ein biederer Bürger, trat auf und schilderte den Bürgern in feuriger Rede ihre ehemalige Größe und forderte sie auf, einig zu sein, um das Joch des Erzbischofs abschütteln zu können. Das wirkte! Im Dome wurde die Sturmglocke geläutet und bald antworteten die übrigen Glocken der Stadt mit ihren ehernen Zungen, die Bürger zum Kampfe aufrufend. Alt und Jung wappneten sich; die Thore nach der Landseite zu waren bald erstürmt und freudig begrüßt von Verwandten und Freunden zogen die von der Narburg entflohenen Ritter in die Stadt ein, um sich an die Spitze der Bürger zu stellen. Die Bayenburg war das erste Ziel ihrer Angriffe. Hoch flatterte das Stadtbanner und die Fähnlein der Edlen in den Haufen der Stürmenden. Muthig vertheidigten sich die Soldner des Erzbischofs und gaben manchem Bürger den Tod. Als aber Mathias Overstolz auf einer Kirchenleiter die Vorwerke erstiegen hatte, war die Burg nicht mehr zu halten. Nach kurzem Kampfe wehte des Banner der Gölner stolz auf den Zinnen des Wartturms. Die Burg wurde geschleift, der Thurm aber zum Andenken stehen gelassen. Nach wenigen Tagen ergab sich auch die Burg zu Ryle, nachdem der Commandant, Peter von Krane, durch einen Pfeilschuß getödtet worden. Die Bürger waren wieder Herr der Stadt; aller Hader zwischen den Geschlechtern und den Zünften schien beseitigt.

Engelbert säumte nicht, die unerhörte Schmach zu rächen. Er sammelte ein starkes Heer und schwur, nicht eher die Belagerung aufheben zu wollen, bis 20 der edelsten Bürger den Tod durch

Senkershand gestorben seien. Allein seine Anstrengungen scheiterten an der Festigkeit der Mauern und der Tapferkeit der Gölner. Bischof Heinrich von Lüttich, Graf Otto von Geldern und Wilhelm von Füllich vermittelten die Sühne. Die Bürger zahlten 6000 Mark Silber und der Erzbischof gab ihnen alle vom Kaiser verliehenen Privilegien zurück. Als er sich in Rom das Pallium holte, entband ihn der Papst seines gegebenen Versprechens und nur die erneute Zahlung von 1200 Mark konnte die Gölner vor dem angedrohten Bannstuche bewahren. Die Ruhe währte nur kurze Zeit. Engelbert zettelte neuen Hader zwischen den Geschlechtern und Zünften an und das übermüthige Wollenamt ließ seinen Einflüsterungen nur zu geneigtes Gehör. Ritter Anselm von Inzingen, ein listiger Mensch, stellte den Gewerken vor, daß die Edeln bisher von dem Handel mit Wein und Tuch den Gewinn gehabt, in Allem, was Geld oder Kleidung oder Bauwesen betroffen, ihren Willen der Gemeinde zur Richtschnur aufgedrungen, daß sie überhaupt das Volk auf mannichfache Weise gedrückt und nur Gesetze gegeben hätten, die für die Zünfte lästig und schwer zu halten gewesen seien. Nun versammelte sich am Pfingsttage eine Anzahl reicher Bürger, besonders Weber, auf dem Griechenmarkte. Diese stellten einen großen Tanz an und lärmten, daß es am Ende der Stadt gehört wurde. Die Ritter, welche den Rath bildeten, sandten hin und ließen das Volk auffordern, den Tanz einzustellen, damit kein neues Unheil daraus entstehe. Höhnische Reden der Zunftmeister waren die Antwort. Die Geschlechter wappneten sich nun und als die Zünfte erfuhren, daß ihnen ein Schlag zugebracht sei, griffen sie ebenfalls zu den Wehren. Bald war der Griechenmarkt mit vielen Tausenden von bewaffneten Bürgern besetzt. „Tod den Geschlechtern!“ war das Lösungswort. Kühn entfalten die Ritter ihr Banner und sprengten, obgleich in der Minderzahl, wacker in die Reihen der Feinde. Reinart von Hoinbusch war der Erste, der anrannte. Allein im selben Momente kam Wilhelm von Pulheim angeritten und klagte, daß seine Wohnung an der Narburg vom Volk gestürmt werde. Fünfzehn Ritter, unter ihnen Gottschalk Overstolz und Daniel Jude eilten davon, dem Freunde beizustehen. Sie trafen auf eine Schaar Weber; der Kampf entbrannte und wäre nachtheilig für die Ritter ausgefallen, wenn nicht Wilhelm mit Verstärkung zurückgekehrt wäre. In der Budengasse waren mehr denn tausend Bewaffnete versammelt. Heinrich von Krane sprengte in sie hinein; als er mit dem Pferde stürzte, flog sein Schwager, Walter von der Aducht, durch mehr denn zweihundert Feinde ihm zu Hülfe. Ritter Gerhard Scherfgen rief St. Georgs Schutz an, legte die Lanze ein und stach in die Feinde. Auf der andern Seite fochten die Edlen von Kleingedank sowie mehrere aus dem Geschlechte der Weisen. Das Blut floss in Strömen, viele Wohnungen gingen in Flammen auf. So küßten die Zünfte ihre Lust, für den Erzbischof die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Dieser hatte sich mit einem großen Heere in Gesellschaft des Erzbischofs von Mainz und des Grafen von Cleve und Berg vor der Stadt eingefunden. Als letzterer Nachts im Zelte lag und nach der Stadt blickte, sah er die heilige Ursula mit der Schaar ihrer Jungfrauen, Lichter tragend um die Mauer ziehen, und die Zinnen und Thore segnen. Als sie zum Weyerthore kamen, öffnete sich dieses: die Heiligen zogen ein und dann fielen rasselnd die Thorflügel wieder zu. Diese Erscheinung schreckte die Verbündeten des Erzbischofs so, daß sie abzogen. Engelbert aber sprach: „Was ich auch gegen die Stadt beginne, nichts erwerbe ich als Schande und Schaden. Ich weiß nicht, ob sie das durch Zauberei zu Wege bringen, oder ob ihre Heiligen ihnen wirklich beistehen. So Gott mir helfe, ich wäre viel lieber mit Ehren in einem Streite vor Göl'n gefallen, als so unbesezt vertrieben zu sein.“ Bald kam die Eiferucht der Familie Dverstolz gegen die der Weisen seinen Plänen trefflich zu Statten. Wie bekannt, besaßen Erstere das Vorrecht, in prachtvollen Scharlachkleidern mit grünem Unterfutter einherzugehen. Die Weisen erschienen in derselben Tracht und behaupteten, der Erzbischof habe ihnen dieses Ehrenkleid verliehen. Der Graf von Jülich, als Schiedsrichter berufen, urtheilte, daß die Weisen die Tracht ablegen, aber auch Entschädigung für früher erlittene Unbill von den Dverstolzen erhalten sollten. Die Weisen fügten sich, aber am 10. Januar 1267 griffen sie mit verschiedenen Zünften vereinigt, an 10,000 Mann stark, die Dverstolzen und ihre Genossen an. Diese fochten wie die Löwen, so daß die Volkshäuser weichen mußten. Gottschalk der Kothse, Führer der Weisen, brachte sie wieder zum Stehen. Als ihn aber ein Lanzenstoß traf und er blutend zur Erde sank, flohen die Zünfte in wilder Unordnung. Ewige Verbannung war das Loos der Weisen.

Diese suchten sich nun, mit dem Erzbischof im Bunde, durch List in den Besitz der Stadt zu setzen. Ein armer Schuhlicker, Haveniet mit Namen, der an der Stadtmauer zwischen dem Severins- und Weyerthore wohnte, wurde bestochen, und so grub er ein Loch unter der Mauer, groß genug, daß ein Pferd durchgehen konnte. Dafür sollte er 25 Mark erhalten. In der Nacht des 15. Oktober 1257 zogen die Reissigen des Herzogs von Limburg, von mehreren der Verbannten zum Zuge gegen Göl'n aufgestachelt, dem Urethor zu. Graf Dietrich von Cleve und der Graf von Falkenburg, des Erzbischofs Bruder, wollten sich gleichfalls mit ihren Leuten einstellen. Es regnete und stürmte, als der Graf von Cleve in der Nähe des Poulheimer Holzes anlangte. Da sprach er zu seinem Kammerer: „Diese Reise geht an meine Ehre; es wäre mir viel besser, daß ich bliebe. Mir ist schwer zu Muth, wenn ich denke, daß ich zu Göl'n durch ein Loch kriechen soll, und vielleicht eben dadurch wieder hinaus muß. Ich wäre lieber auf meinem Schlosse geblieben.“ Der Kammerling versetzte: „Dann haltet euch zur Seite, bis der Troß vorüber ist.“ Das that der Graf und ließ die Seinen allein gen Göl'n ziehen.

Als sie vor dem Loche in der Mauer ankamen, zog das Heer hindurch und lagerte sich in den weiten Gärten in der Nähe der Pantaleonskirche. Hermann Winkelbart, ein den Dverstolzen ergebener Mann, hatte aber Kunde vom Einbruch der Feinde erhalten. Augenblicklich rannte er in den Fülzengraben und in die Rheingasse, wo die Dverstolzen wohnten und rief: „Zu den Waffen! Die Feinde haben das Urethor inne! Wehret euch, oder ihr werdet mit Weib und Kindern auf den Betten todt geschlagen!“ Sofort wappneten sich die Ritter und sprengten, obwohl nur 40 Mann stark, nach dem Urethore, wo ihnen schon die Feinde entgegenrückten. Mathias Dverstolz führte das Häuflein der Edlen, die sofort den Kampf begannen. Allein die Uebermacht der Eingedrungenen war zu groß, die Ritter mußten weichen, immer sechtend und jeden Schritt vertheidigend. Mathias Dverstolz, ein Greis, verrichtete Wunder der Tapferkeit. Da sank er endlich, zu Tode verwundet, vom Rosse und als man ihn aus dem Getümmel tragen wollte, sprach er mit lauter Stimme: Kümmeret euch nicht um die Todten, helft den Lebenden. Gott und seine liebe Mutter haben uns noch immer geholfen gegen unsere Feinde! Verleht der Herr uns heute den Sieg, so sterbe ich frohlichen Muthes! Das waren seine letzten Worte. Von ihnen entflammt, stürzten sich die Edlen aufs neue dem Feinde entgegen und bald flohen die Weisen, da ihr Anführer, Graf Dietrich von Falkenburg, tödtlich getroffen, vom Rosse sank. Aufs neue einigten sich die beiden Parteien und wählten sich Schirmvögge aus den benachbarten Fürsten. Engelbert suchte deshalb Handel mit dem Grafen von Jülich, wurde aber in einem Treffen zwischen Lechenich und Jülich geschlagen und selbst gefangen. Im Triumph führte ihn der Graf von Jülich nach Göl'n, gab ihn dem Gespötte des Volkes Preis und verwahrte ihn dann in einem festen Käfig auf der Burg Niededen. Die Stadt und der Graf kamen in den Bann; endlich wurde Engelbert auf Verwendung des Bischofs Albertus Magnus freigelassen. Er starb, nachdem er 1273 bei der Wahl Rudolfs von Habsburg zugegen gewesen und diesen sammt seiner Gemahlin in Aachen gekrönt hatte.

Unter diesen Geschichtsbildern, die uns manche Züge hoher Tapferkeit auf der einen, der List und Intrigue auf der andern Seite vorführen, strahlt die anmuthige Sage vom Bürgermeister Gryn und seinem Löwenkampfe, wie ein leuchtendes Juwel. Am Portale des Rathhauses, dessen Thurm 1467 mit dem Gelde der vertriebenen rathsfähigen Geschlechter begonnen wurde, wie am Thurme des Zeughauses ist dieser Löwenkampf in Stein gehauen, abgebildet. Die Sage selbst lautet nach der Fassung Ernst Weidens, der um kölnische Sage und Geschichte so große Verdienste erworben, wie folgt: Es war im Jahr, als man schrieb 1262, nachdem der Erzbischof Engelbert wieder mit der Stadt Göl'n versöhnt war, als zwei Domherren Göl'ns, die noch immer einen heimlichen Groll gegen den Bürgermeister Hermann Gryn hegten, weil er die Sache der Bürger allzu warm ver-

theidigt, und sich nicht dem Willen des Erzbischofs ergeben, auf ein Mittel fannen, an ihm eine schreckliche Rache zu üben. Sie luden ihn daher zum Mittagsmahl, um ihn dann einem Löwen vorzuwerfen, den sie vom Erzbischofe zum Aufbewahren erhalten hatten, und auch, um ihn reisender und wüthender zu machen, einige Tage hatten hungern lassen. Hermann Gryn, der Bürgermeister, erschien zu der Zeit, als man ihn geladen, und gedachte eine fröhliche Stunde bei seinen Freunden zu verleben. Ohne Arg folgte er ihnen daher auch, als sie ihm den Löwen zu zeigen versprochen, doch war er kaum an die Kammer, in der das reisende Thier lag, getreten, so stießen sie ihn hinein, und schlossen die Thür auch augenblicklich hinter ihm zu. Mit grauer Blutgier hob sich der Löwe, und stürzte mit einem Sage auf den Unglücklichen, der verloren war, wenn er nicht die Gegenwart des Geistes behalten; in einem Nu schlang er seinen Mantel um die linke Faust, in der er auch sein Birett, die man damals sehr groß trug, hatte, stieß es dem Löwen in den Rachen, und durchbohrte ihn mit der Rechten, in die er sein Schwert gefaßt. Darauf ließ Hermann Gryn die schändlichen Neuterer einsperren und bei dem Domkloster unter das Thor an einen Balken hängen, der noch mit den zwei Löchern, durch welche die Stricke gegangen, im Jahre 1499 zu sehen war. Das Thor ward von dieser Zeit an das Pfaffen Thor genannt.

Man hat Zweifel dagegen erhoben, daß diese Sage auf historischem Grunde beruhe. J. W. Wolf, ein geborner Cölnner, der mythologischen Wissenschaft leider zu früh durch den Tod entzogen, weist das Vorkommen ähnlicher Sagen in Deutschland und Belgien nach und stellt den Gryn mit dem germanischen Schwertgott Zio zusammen. Im ehemaligen Marstempel zu Cöln, aus dem später eine Michaelskapelle wurde, bewahrte man das vorgebliche Schwert Julius Cäsars auf. Die Kapelle ist abgebrochen, aber zu beiden Seiten der Straße wo sie stand, sind die Bilder des Mars und des heil. Michael angebracht. Wahrscheinlich ersetzte das Schwert des römischen Feldherrn das früher dort verehrte Schwert eines deutschen Gottes, dessen Mythe sich im Volksmunde zur Sage vom Bürgermeister Gryn umgestaltete. Das Vorkommen des Bildwerkes am Rathhause wie am kölnischen Wappenstein ist jedenfalls bedeutsam. Der Michaelsberg bei Siegburg war ein uraltheidnischer Götterberg, wie der Godesberg bei Bonn, dessen Gipfel gleichfalls eine Michaelskapelle trug. Es ist möglich, daß dieser Kriegsgott, den die heidnischen Ueber oder Franken in Cöln verehrten, identisch ist mit Dietrich von Bern, einer der Hauptgestalten des deutschen Heldenbuchs. Lieder von Dietrich von Bern waren den Bauern im Cölnischen bekannt, wie die Chronik bezeugt. Und endlich erinnert das sogenannte Gedenberndchen, das in frühern Zeiten der kölnischen Gotteskraft vorantanzte, der Meinung Simrocks zufolge, durch seinen Namen an Odin, den deutschen Kriegsgott, der auch den Weimannen Berend führte.

Wir heben aus dem reichen Kranze der köl-

nischen Sagen noch einige aus, weil sie für den Volksglauben charakteristisch sind. Die Gegenwart wendet sich mit vieler Sorgfalt diesen Resten des deutschen Heidenthums zu. In allen deutschen Gauen werden Sagen, Märchen, Sprüche, Lieder, Sitten und Bräuche gesammelt, aus denen dann die Männer der Wissenschaft das Gold der Mythen ausscheiden. Die Erinnerung an Wehrwölfe hat sich in folgender Sage erhalten: In Cöln lebte einst ein Mann, der sich ganz still für sich hielt, und immer mit düster wilder Miene über die Straße ging. Sein einziger Unterhalt war ein kleiner Acker, der vor dem Eigelsteinthore nahe an einem kleinen Busche lag und den er auch fleißig beackerte. Ein Mädchen, das man für seine Tochter hielt, und bei ihm wohnte, sah man auch zuweilen mit ihm hinaus auf den Acker gehen. Eines Tages, als sie mit ihm auf dem Acker war, sagte ihr der Vater, dem, was ihr zuerst begegnen würde, sollte sie ihre Schürze entgegen werfen, und ging darauf in den Busch. Nach einer kleinen Weile kam ein fürchterlicher Wolf aus den Büschen und stürzte sich auf das Mädchen, welches ihm aber in der großen Eile ihre Schürze in den Rachen warf, worauf das Unthier wieder in den Busch lief. Ihr Vater kam bald auch aus dem Busche, und sie bemerkte, daß noch ein Fetzen ihrer Schürze in seinen Zähnen hing. Das Mädchen fing laut an zu weinen, und nun erzählte ihr Vater, daß er zu gewissen Zeiten in einen Wehrwolf verwandelt würde, und dann immer das, was ihm zuerst begegnete, zerreißen mußte. Das Mädchen ging darauf in ein Kloster, und es geschah auch durch ihr Gebet, daß ihr Vater bald durch den Tod von seinem Unglück befreit wurde.

Die liebliche Tradition von den Heintzelmännchen berichten wir am besten mit den Worten von A. Kopisch:

Wie war zu Cöln es doch vordem  
Weit Heintzelmännchen so bequem!  
Denn war man faul . . . man legte sich  
Hin auf die Bank und pflegte sich:  
Da kamen bei Nacht Ehe man's gedacht,  
Die Männlein und schwärmten Und lärmten  
Und rupften Und zupften  
Und hüpfen und trabten Und putzten und schabten,  
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,  
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich  
Hin auf die Späh'n und reckten sich;  
Indessen kam die Geisterschaar  
Und sah was da zu zimmern war:  
Nahm Meißel und Beil Und die Säg' in Eil:  
Sie sägten und stachen Und hieben und brachen,  
Berappten und kappten,  
Bisirten wie Falten Und setzten die Balken:  
Eh sichs der Zimmermann verah,  
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,  
Die Heizelmännchen backten Brot.  
Die faulen Burschen legten sich,  
Die Heizelmännchen regten sich —  
Und ätzten daher Mit den Säcken schwer!  
Und kneteten tüchtig Und wogen es richtig,  
Und hoben Und schoben  
Und setzten und backten Und klopfen und hackten.  
Die Burschen schnarchten noch im Chor:  
Da rückte schon das Brot, das Neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:  
Gesell und Bursche lag in Ruh.  
Indessen kamen die Männlein her  
Und hatten die Schwein die Kreuz und Quer.  
Das ging so geschwind Wie die Mühl im Wind:  
Die klappeten mit Beilen, Die schnitzten an Speiten,  
Die spülten, Die wühlten,  
Und mengten und mischten Und stopften und wischten.  
That der Gesell die Augen auf —  
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf.

Beim Schenker war es so: es trank  
Der Küßer bis er niedersank,  
Am hohlen Faße schlief er ein,  
Die Männlein sorgten um den Wein  
Und schwefelten fein Alle Fässer rein.  
Und rollten und hoben Mit Binden und Klöben,  
Und schwenkten Und seukten,  
Und gossen und ponschten Und mengten und manschten.  
Und eh' der Küßer noch erwacht,  
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

Einst hatt' ein Schneider große Pein:  
Der Staatsbrod sollte fertig sein;  
Warf hin das Zeug und legte sich  
Hin auf das Ohr und pflegte sich;  
Da schlüpfen sie frisch In den Schneidertisch;  
Und schnitten und rüdten Und nähten und stücten  
Und sahten Und posten  
Und frischen und gukten Und zupften und rüdten,  
Und eh mein Schneiderlein erwacht,  
War Bürgermeister's Rock bereits gemacht.

Kengierig war des Schneiders Weib,  
Und macht sich diesen Zeitvertreib:  
Streut Erbsen hin, die andre Nacht  
Die Heizelmännchen kommen jacht;  
Eins fährt nun ans, Schlägt hin ins Haus,  
Die gleiten von Stufen Und plumpen in Rufen,  
Die fallen Mit Schallen,  
Die lärmen und schreien Und vermalebeien!  
Sie springt hinunter auf den Schall  
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden All!  
O weh nun sind sie Alle fort  
Und keines ist mehr hier am Ort!  
Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n,  
Man muß nun Alles selber thun!  
Ein Jeder muß sein Selbst fleißig sein,

Und fragen und schaben Und rennen und traben  
Und schniegeln Und biegehn  
Und klopfen und hacken Und kochen und backen.  
Ach, daß es noch wie vormals wär!  
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

Als Gegenfah zu diesem lustigen Eisenwolf  
weiß die Sage auch von Kiesen zu berichten. Vor  
dem Severinsthore wandelte sonst ein übergroßes,  
stättlich geschmücktes Weib. Wenn ein nächtlicher  
Wanderer sie anredete, so drehte sie sich lautlos  
um und schloß den Frager in ihre Arme. Dann  
verschwand sie, der also Umarmte mußte aber nach  
einigen Tagen sterben. Den Kindern wurde ihr  
nahe bevorstehender Tod durch einen Engel ange-  
zeigt, der in die Häuser ging und dort mit den  
Kleinen spielte. Er war gar anmuthig, trug ein  
weißes Kleid und sein Haupt war mit einer Fülle  
goldener Locken bedeckt. Wo er erschien, brachte  
er wunderschöne Blumen und hellglänzende Steine.  
Dann erzählte er den horchenden Kindern von  
goldenen Häusern, großen Gärten, reich an Äpfeln,  
Bienen, Rüssen und duftigen Blumen. Die Klei-  
nen, mit denen das fremde Kind spielte, lagen  
bald nachher todt in der Wiege, ein freundliches  
Lächeln auf den Lippen. Dann erzählte das Bräu-  
derchen oder Schwesterchen, wie sie gesehen, daß  
jenes Kind mit den goldenen Locken das ihrige  
geküßt habe und dann lächelnd fortgegangen sei.

Gar ernst und schauerlich klingt die Sage vom  
Kreuz in St. Maria zum Capitol. Christus beugt  
im Schmerze sein Haupt; wenn sich dieses bis  
zum Boden neigt, wird die Welt untergehen. Als  
einst ein Maler das Kreuz nachbilden wollte, um-  
zog seine Augen ein Flor, die Hand verdorrete und  
fiel ab und der Wahnsinn trieb ihn ins frühe Grab.  
In derselben Kirche befindet sich das Bildniß des  
heiligen Hermann Joseph, der als Knabe der  
Jungfrau Maria einen Apfel hureichte, den sie  
lächelnd und dankend annahm. In der nun ab-  
gebrochenen Kirche zu den weißen Frauen befand  
sich ein Kreuz, von dem Nachstehendes erzählt wurde.  
Eine der Kanonissinnen des Stiftes betete immer  
vor dem Kreuze, das vor dem Kreuzgange der  
Kirche unter einem Baume stand. Da die übrigen  
der Weltlust zugethan waren, so ärgerten sie sich  
darüber und ließen das Kreuz wegnehmen. Die  
Fromme aber betete fort unter dem Baume. Da  
verwandelte sich eines Tages der Baumstamm in  
ein prächtiges Kreuzbild, welches lange Zeit in der  
Kirche aufbewahrt wurde:

Das ist urew'ger Poesie Gewalt,  
Ihr jugendliches Antlitz wird nicht alt,  
Sie gleicht dem Memnon, der im Morgenstrahl,  
Der Mutter denkend, Wundertöne hallt.  
Der Mutter denkend, Wundertöne hallt.  
Das ist der Volksmund, der bedeutsam spricht,  
Oft in der Rede schüchtern, einfach, schlicht;  
Doch freudig reichliche Gedankenfaat,  
Oft reicher als manch pruntes Gedicht.